

den die mehr als 30 Biografien zwischen 1836 und 2016 sowie die ungezählten Überblicksdarstellungen zu ganzen Sedimentschichten von Vorurteilen aufgetürmt haben. Natürlich, auch der 1946 geborene Biograf ist durch Lektüren, allgemeine Zeitläufe und die mitteleuropäischen Veränderungen des ausgehenden 20. Jahrhunderts geprägt; aber diese schlagen beim Blick auf die klein- und großdeutschen langen Linien nicht mehr so direkt durch wie noch in den Generationen Schieders oder Wehlers. Und vor allem: Siemann ist sich der Bedingtheiten der eigenen Positionen bewusst und benennt sie (vgl. S. 11-30 und 879-881). Was bringt diese breit angelegte und souveräne Biografie eines rheinischen Adligen in österreichischen Diensten der sächsischen Landesgeschichte? Die Antwort lautet: Viel!

Zunächst ist an die Gesandtenzeiten Metternichs in Dresden und Berlin von 1801 bis 1806 zu denken. Aber auch die anschließende Station in Paris und dann das elementare Wirken in Wien waren von direkter Bedeutung für das vom Kurfürstentum zum Königreich aufgestiegene Sachsen; man denke nur an das für dessen Herrschaft finale Treffen mit Napoleon am 26. Juni 1813 in Dresden. In den nachnapoleonischen Jahrzehnten war Metternich der Garant der österreichischen Unterstützung der wettinischen Interessen, freilich unter den Bedingungen einer auf den Ausgleich zwischen den Großmächten und Wahrung des Friedens in Europa bei Zementierung des Status quo ausgerichteten Politik. Diese bedeutete für Sachsen, das während der Verhandlungen des Wiener Kongresses keine Rolle spielte, den Abschied von allen auf Restitution abzielenden Wünschen. Für die antirevolutionären, dynastisch-legitimistischen Regierungen der Könige Friedrich August I., Anton und Friedrich August II. war die Politik Wiens unter der Führung Metternichs eine Stütze. Gewiss, das kleine Königreich an der Elbe schimmert nur hier und da durch die Zeilen Siemanns, wenn es um „Habsburg und den Deutschen Bund“ geht. Aber auch der seine Prämissen auf die mitteldeutsche Geschichte legende Leser wird Gewinn aus der Darstellung ziehen, wenn er diese in ihrer Einbindung auf die in ihrer Offenheit glänzend beschriebene Reichs- und Europapolitik Metternichs gewissermaßen „mitliest.“

Die einzige, vor dem Hintergrund des oben Gesagten fast schon anmaßende Mäkelei: An Siemanns Stil muss man sich gewöhnen. Aber dazu ist bei der knapp 900-seitigen Darstellung hinreichend Gelegenheit.

Friedrichsruh

Ulf Morgenstern

JAMES RETALLACK, Red Saxony. Election Battles and the Spectre of Democracy in Germany, 1860–1918, Oxford University Press, Oxford/New York 2017. – XXIV, 698 S. mit zahlr. Abb., geb. (ISBN: 978-0-19-966878-6, Preis: £ 95,00).

Das „lange 19. Jahrhundert“ veränderte die sächsische Gesellschaft tiefgreifend – die politischen wie ökonomischen Verhältnisse und auch die Kulturlandschaft selbst. In der Revolution des Novembers 1918 ging dann die ‚alte Welt‘ endgültig unter; auch wenn sie in vielen Köpfen, Strukturen und Institutionen noch lange überdauern sollte. James Retallack ist keineswegs ein Anhänger der längst überkommenen Sonderwegs-These, für deren Entkräftung er mit seinem Buch „Red Saxony“ auf der regionalen Ebene auch gute Argumente liefert. Dennoch: „soziale Demokratisierung“ (S. 629), die Gegenstand von Retallacks Buch ist, war und ist keineswegs ein Garant gegen Diktatur oder gar Völkermord. Auch in diese Entwicklung ist die hier besprochene Publikation deswegen richtigerweise eingeordnet – und erzählt keine romantisierte Geschichte von der Emanzipation einer Klasse, sondern ist beste politische Sozialgeschichte beziehungsweise soziale Politikgeschichte.

James Retallack gehört dabei fraglos zu den ausgewiesenen Kennern jener Geschichte Sachsens im 19. und frühen 20. Jahrhundert, in den vergangenen Jahrzehnten erschienen zahlreiche Beiträge zur sächsischen politischen Geschichte aus seiner Feder. Insofern ist der umfassende Band über das schon zeitgenössisch und im Gefolge der Reichstagswahl von 1903 so bezeichnete „Rote Königreich“ die Synthese einer umfassenden und langjährigen Beschäftigung mit eben jener Region im Deutschen Kaiserreich. Allerdings geht Retallack in diesem Buch weit über eine – sicherlich in Teilen auch bereits etwas überstrapazierte – Geschichte der sächsischen Sozialdemokratie beziehungsweise der Arbeiterbewegung hinaus, liegt sein Fokus doch qua Untertitel des Buches auf den Wahlkämpfen beziehungsweise den in Mitteldeutschland nach der Wende ins 20. Jahrhundert beobachtbaren Wahlrechtskämpfen, deren Erforschung auch mit den verdienstvollen Arbeiten etwa von Simone Lässig, Gerhard A. Ritter, Karl Heinrich Pohl oder Wolfgang Schröder verbunden ist. Retallacks Erkenntnisinteresse ist zudem dem generellen Spektrum der Politik beziehungsweise der Demokratie und damit auch den Anti-Demokraten in Deutschland gewidmet; und dies für einen deutlich vor der Gründung des Deutschen Reiches 1871 einsetzenden Zeitraum. Zugleich – und schließlich – hinterfragt er die bereits erwähnten ‚Überhänge‘ aus der ‚alten Welt‘: Was blieb aus jener Zeit des gesellschaftlichen wie politischen Umbruchs in der sächsischen Gesellschaft des Deutschen Kaiserreiches? Waren es nur beziehungsweise vor allem demokratische Grundlagen? Oder nicht vielmehr die Wurzeln einer bürgerlichen Angst vor einer politischen Demokratisierung – die Soziale ließ sich ja ohnehin nicht aufhalten –, die das Ende der kurzen Demokratie von Weimar schließlich mit bedingten? Denn das „bürgerliche Gesicht des deutschen Autoritarismus“ war, so Retallack schon auf dem Umschlag seines Buches, kaum irgendwo deutlicher zu erkennen als in Sachsen – mit (beziehungsweise eben wegen) seiner erkennbar starken Demokratie- und Emanzipationsbewegung.

Jenseits der Einleitung und dem mehr ausblickenden Kapitel „Verzögerte Demokratie“ behandelt James Retallack seinen Gegenstand in dreizehn mehr oder minder chronologisch konzipierten beziehungsweise angeordneten Kapiteln: Einer Einführung zu Themen der Wahlen und der Demokratisierung, der spezifischen Entwicklung der sozialistischen Bewegung sowie der Verortung Sachsens im Reich folgen zwei Kapitel, die die Grundlagen des Gegenstandes des Buches in den 1860er-Jahren thematisieren – die sozioökonomischen Umbrüche, die Veränderung der politischen Rahmung etwa im Kontext des Norddeutschen Bundes, die Rolle des in Sachsen deutlich erkennbaren und gelegentlich durchaus ‚reformlustigen‘ Liberalismus. Zeitgleich war das früh industrialisierte Sachsen aber auch ein früh etabliertes Zentrum der organisierten Arbeiterbewegung und der Sozialdemokratie – in Leipzig gründete sich 1863 der Allgemeine Deutsche Arbeiter-Verein, zwei Jahre darauf riefen die Zigarrenmacher in der Messestadt die erste deutsche Gewerkschaft ins Leben. Sicher, in beiden Ereignissen lag nicht die Zwangsläufigkeit einer langfristigen Entwicklung begründet. Aber die Grundlagen für gesellschaftliche wie politische Emanzipationsprozesse schienen offenbar fruchtbaren Boden zu haben. Die Lösung der mit diesen Emanzipationsprozessen verbundenen politischen wie sozialen Probleme wurde aber zunächst nur national delegiert, dann in Form von Stellvertreterdebatten ‚ausgehandelt‘ und schließlich ‚ordnungspolitisch‘ vertagt: Kapitel vier stellt die Rolle Sachsens im Kontext der Reichseinheit vor, dem folgt eine Betrachtung der sächsischen Konservativen und der Antisemiten; um die Erforschung Letzterer haben sich vor allem Matthias Piefel und Clemens Vollnhals verdient gemacht. Insbesondere in diesen Kapiteln überzeugt Retallacks langfristig zu verstehende und eben über 1918 hinausweisende Einschätzung, dass die „Feinde der Demokratie“ schon in der Zeit, die sein Buch schwerpunktmäßig untersucht, überaus massiv alles daransetzten, um „Verbindungen zwischen

Demokratie und Sozialismus, Demokratie und Liberalismus, Demokratie und den Juden“ zu konstruieren (S. 627) – und damit die Demokratie regelrecht stigmatisierten. Dies schließt die Zeit des Sozialistengesetzes ein, das 1890 nicht verlängert wurde. Mit Kapitel sechs – dem „Autoritarismus im Belagerungszustand“ (S. 230) – verschiebt sich der Fokus des Buches dann deutlich auf die analytisch präsentierte Ereignisgeschichte der politischen Emanzipation und der Entwicklung von Strategien der Partizipation, die in den Kapiteln sieben bis 13 im Zentrum der Studie stehen.

Ein wesentlicher Katalysator dieser Entwicklung war das 1896 als ‚sächsisches Sozialistengesetz‘ eingeführte Dreiklassenwahlrecht, mit dem die sächsischen Konservativen – und mit Unterstützung der Nationalliberalen in einem politischen „Kartell“ – ‚ordnungspolitisch‘ den parlamentarischen Einfluss der zur Massenbewegung heranwachsenden Sozialdemokratie einzudämmen suchten; ein „Staatsstreich“ (S. 270), der die SPD von 14 Sitzen im Landtag des Jahres 1895 auf null Sitze im Jahr 1901 herunterdrücken sollte. Wie frappierend diese politische Entmündigung einer ganzen gesellschaftlichen Schicht dabei empfunden wurde, zeigte sich schon bei den Wahlen zum Deutschen Reichstag 1898, deren Wahlrecht deutlich freier und gleicher gestaltet war: Hier holten die Sozialdemokraten in Sachsen fast 50 Prozent der Stimmen, fünf Jahre später gingen gar zwölf der 13 sächsischen Reichstagswahlkreise an die SPD. Dies verdeutlichte, wie der obrigkeitstaatliche und vor allem antiparlamentarische Ansatz gescheitert war: Die sächsischen Arbeiterinnen und Arbeiter reagierten auf den „Wahlrechtsraub“ (S. 318) mit Selbstorganisation, die Mitgliederzahlen in sozialdemokratischer Partei und Gewerkschaften stiegen massiv an. 1905 kam dann eine bereits andernorts entwickelte Form des Protestes in Sachsen verstärkt zur Anwendung: Der friedliche Massenprotest unter freiem Himmel, der als ‚Druck von der Straße‘ insbesondere in den Großstädten zehntausende Demonstrantinnen und Demonstranten mobilisierte und der schließlich 1909 zu einer neuerlichen Wahlrechtsreform hin zu einem Pluralwahlrecht führte. Die Reichstagswahl von 1912 sollte dann vor allem in Sachsen das in der Defensive ausgebildete Potenzial aufzeigen: Auf Reichsebene erreichte die SPD 34,8 Prozent. In Sachsen kam man dagegen auf 55 Prozent und lag im sächsischen Südwesten gar bei fast 60 Prozent. Das Königreich hatte sich fraglos zu einer „Bastion der sozialdemokratischen Stärke“ (S. 576) im gesamten Reich entwickelt – gerade hier lag deswegen auch eine deutliche Basis der linken Parteien in der frühen Republik von Weimar, den eng damit verbundenen Veränderungen des politischen Systems im späten Ersten Weltkrieg widmet sich Retallack in seinem abschließenden Kapitel.

Reichhaltig ist der Band nicht nur in seiner Quellenbasis, der materialreichen Darstellung tiefgreifender Forschung und in den Perspektiven, die er eröffnet. Er ist zugleich vielfältig und teils bunt illustriert – Kartenmaterial, mehr als 40 Statistiken und zahlreiche Fotografien ergänzen den Inhalt maßgeblich; über eine zusätzlich eingerichtete Unterseite der University of Toronto sind zudem weiteres Kartenmaterial und Statistiken herunterladbar (<http://redsaxony.utoronto.ca>). Die durch ein Verzeichnis generell auch für Detailfragen gut zu erschließende Studie von James Retallack liefert folglich einen maßgeblichen Beitrag zur sozial-politischen Geschichte Sachsens im Kaiserreich, die in Zugriff und Darstellung deutlich über die Zäsuren 1871 und 1918 hinausweist – unter anderem auch, weil der Autor neben dem interregionalen Vergleich zugleich transnationale Perspektiven und Dimensionen – etwa der Wahlrechtsfrage – in seine Analyse einbindet (z. B. S. 361-372). Gerade deswegen wird die Studie ihrem Untertitel immer wieder gerecht; und verdeutlicht die Potenziale regionaler Ansätze, die Regionen im Kontext einordnen, analysieren, vergleichen: Sachsens „Einzigartigkeit“ eben als „Rotes Königreich“, die Retallack als Zuschreibung in alle Richtungen offen historisiert, wie auch die von ihm gleichzeitig herausgestellte „Fähigkeit“

des Beispiels, „neues Licht auf Entwicklungen anderswo im Deutschen Reich zu werfen“ (S. 627), machen diese Potenziale mehr als deutlich. Insofern ist „Red Saxony“ nicht einfach nur die Synthese langjähriger Forschung oder eine luzide Darstellung der politischen wie sozialen Geschichte Sachsens im Deutschen Kaiserreich. Das Buch ist vielmehr auch ein überzeugendes Plädoyer für den Erklärungswert regionaler Zugriffe unter Einbindung lokaler Perspektiven, für deren zwingend gebotene interregionale sowie spätestens ab dem 19. Jahrhundert auch transnationale Kontextualisierung James Retallack einen neuen Maßstab definiert hat.

Dresden

Swen Steinberg

Wirtschafts-, Sozial- und Technikgeschichte

KURT ANDERMANN/GERHARD FOUQUET (Hg.), Zins und Gült. Strukturen des ländlichen Kreditwesens in Spätmittelalter und Frühneuzeit (Kraichtaler Kolloquien, Bd. 10), bibliotheca academica Verlag, Epfendorf 2016. – 181 S., Ln. (ISBN: 978-3-928471-99-2, Preis: 29,00 €).

Seit fast zwei Jahrzehnten bieten die Kraichtaler Kolloquien eine wichtige Bühne, auf der vor allem aus landesgeschichtlicher Perspektive Phänomene des Mittelalters und der Frühen Neuzeit diskutiert werden. Traditionell werden die Ergebnisse dieser Tagungen zeitnah zum Druck gebracht. Auch der zu besprechende Band, hervorgegangen aus der Tagung 2014 im beschaulichen Kraichtal-Gochsheim (Landkreis Karlsruhe), brauchte wieder gerade einmal nur zwei Jahre bis zur Fertigstellung.

Aber nicht nur vom Publikationstempo, sondern auch vom Inhalt her weiß das dem ländlichen Kreditwesen in spätem Mittelalter und Früher Neuzeit gewidmete Werk zu überzeugen. Das Vorwort nutzen die Herausgeber, um konzise den Forschungsstand zur Thematik darzulegen. Dabei formulieren sie fünf Beobachtungszusammenhänge, die sich auch in den nachfolgenden Beiträgen abbilden. Zentrale Bedeutung schreiben sie neben symmetrischen Kreditbeziehungen, die auf sozialem Wissen und Vertrauen beruhten, asymmetrischen Beziehungen zwischen Vertretern verschiedener sozialer Milieus zu. Häufig waren jedoch nicht nur einzelne Personen als Geldgeber von Bedeutung, sondern auch Institutionen wie Pfarrkirchen oder Klöster. Zentral für die Transaktionen innerhalb der und zwischen den verschiedenen sozialen Gruppen war dabei der Faktor Vertrauen. Die allmähliche Ablösung der vielfach informellen Netzwerke und Aushandlungsprozesse sehen die Autoren erst im 19. Jahrhundert.

Wie sich die skizzierten Entwicklungen in situ manifestierten, zeigt GERHARD FOUQUET im ersten Beitrag anschaulich auf (S. 17-39). Hierfür wertet er das seit 2011 als Edition verfügbare Ober-Ingelheimer Haderbuch aus den Jahren 1467 bis 1485 in Bezug auf symmetrische Kreditbeziehungen aus. Das von ihm dabei entworfene Tableau ist äußerst vielschichtig. Immer wieder sind es vor allem problematische Geldgeschäfte im Kontext des Weinanbaus, die Erwähnung finden. In Fouquets Ausführungen wird offenbar, dass die Kreditnahme und -vergabe auch innerhalb des überschaubaren Ober-Ingelheim ein gesellschaftliches Massenphänomen war. So vielfältig die sozialen Schichten, die hierin involviert waren, so bunt waren auch die Möglichkeiten, eine vollständige Rückzahlung des geschuldeten Geldes hinauszuzögern. Zu Recht hebt der Autor hervor, dass der Faktor Vertrauen als gesellschaftlicher Kitt in Ober-Ingelheim doch an einigen Stellen recht porös war. Hierauf zumindest deuten die intensiv ausgefochtenen Prozesse um zerstörtes Werkzeug, verpachtete Weingärten und ausgebliebene Güllelieferungen hin.